

Rolf Schilling

Apologie eines verkannten Dichters

Rainer Hackel

Rolf Schilling

Apologie eines verkannten Dichters

Verlag Traugott Bautz GmbH

Umschlagfoto

Foto-Studio Hermann, Bad Nauheim

Bildnachweis

Privatarchiv des Autors

Lektorat

Alexander Martin Pflieger

Satz & Layout

Elke Flatau – Lektorat Kopfnote

Der Abdruck von Rolf Schillings Texten erfolgt mit
freundlicher Genehmigung des Verlags Arnshaugk

Impressum

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Hackel, Rainer

Rolf Schilling

Apologie eines verkannten Dichters

Verlag Traugott Bautz GmbH Nordhausen 2017

ISBN 978-3-95948-246-2

© by Traugott Bautz GmbH

Vorwort

Obwohl mir der Name Rolf Schilling schon in Ernst Jüngers späten Tagebüchern begegnet war, wurde ich auf den Dichter erst aufmerksam, als mich der Bildhauer Arno Breker immer stärker in Bann schlug. So fiel mir Schillings Gedichtband *Tage der Götter* in die Hände, den der neunzigjährige Breker kurz vor seinem Tod im Jahre 1991 illustriert hatte. Im Herbst 2005 schrieb ich dem Dichter einen Brief und erzählte ihm nicht nur von meiner Freundschaft mit Brekers Witwe Charlotte, sondern auch von meinem Besuch bei Ernst Jünger im Jahre 1984, hatte ich doch Schillings Essays und Tagebüchern entnommen, daß auch er den Autor der *Marmorklippen*, der *Strahlungen* und der *Subtilen Jagden* persönlich kennengelernt hatte und ihm viel verdankte.

Von einigen Ausnahmen abgesehen, blieben mir Schillings Gedichte damals noch ein Buch mit sieben Siegeln. Und so war es zunächst die Prosa – die Tagebücher und die Essays –, die mich in ungeahnter Weise fesselte. Die selbstgewählte Einsamkeit des Dichters in der DDR hatte ihm eine Selbstnähe und Unabhängigkeit des Urteils geschenkt, die er sich auch nach dem Fall der Mauer bewahrte und die mir als etwas

Seltenes und Kostbares erschienen. Vieles war mir vertraut aus meiner eigenen Lebensgeschichte, denn auch ich hatte mich nicht nur in der DDR, sondern auch im »Westen«, nach der Ausreise unserer Familie aus dem SED-Staat im Jahre 1979, wie ein Fremder in eigenen Schuhen gefühlt. Bezeichnend Schillings Gelassenheit, mit der er am 10. November 1989 die Öffnung der innerdeutschen Grenze kommentiert: »Die Westgrenze der DDR wurde geöffnet. Man hat den Eindruck, daß der zweite Weltkrieg, fünfzig Jahre nach seinem Beginn, jetzt zu Ende geht. Und der Spuk des Kommunismus ebenfalls. Möge es so sein.« Noch im November 1989 reiste Schilling in den »Westen« – und war enttäuscht: »Was mir im Westen auffällt, ist nicht die Buntheit, sondern die Uniformität des Lebens. Im Denken lauter Klischees und große Stupidität. Dazu die vielfachen Abhängigkeiten als Preis für den materiellen Wohlstand.«

In Schillings Tagebüchern spielen Geschichte und Politik kaum eine Rolle, einen weitaus größeren Raum beanspruchen Literatur, Musik und bildende Kunst. Man staunt über Schillings stupende Belesenheit und seine luziden Bemerkungen zu Kunst und Musik, so zum Beispiel über den Unterschied zwischen Wagner und Bruckner: »Das Problem der Brucknerschen Sinfonien

besteht darin, daß sich für sie eigentlich kein Schluß finden läßt. Der Schluß hat immer etwas Zufälliges gegenüber dem Werk. Bei Wagner ist das anders. In einem gewissen Sinne hat er mehr Maß als Bruckner.«

Schilling beschäftigt sich mit Literatur und Kunst nicht, um in öffentlichen Debatten mitreden zu können, er folgt allein persönlichen Vorlieben und Neigungen. Immer wieder begegnet man in seinen Tagebüchern Autoren wie Goethe, Nietzsche und Jünger und Komponisten wie Schütz, Bach, Schubert und Wagner, dessen *Siegfried-Idyll* seine besondere Liebe gilt. So sehr sich Schilling in Werken der Kunst verlieren kann, wobei er sich freilich ein souveränes Urteil bewahrt, so sehr lebt er aber auch in der Natur. Er weiß jede Blume, jeden Vogel, jeden Falter zu benennen, ganz abgesehen vom Sternenhimmel, den er nie aus dem Blick verliert. Beinahe täglich geht er in der Goldenen Aue – der Landschaft zwischen Harz und Kyffhäuser – spazieren, und obwohl sich die Wege gleichen, versandet sein Tagebuch nie in Monotonie. Denn der Dichter gewinnt der Natur immer wieder neue Ansichten ab, sei es ein rüttelnder Falke, ein einsamer Falter, abfallende Blüten im Herbst oder das Farbenspiel des abendlichen Himmels. Auch das Unscheinbarste, das so un-

scheinbar eben nicht ist, ist wert, festgehalten zu werden. Am 20. Juni 1997 findet sich in Schillings Tagebuch folgender Eintrag:

»Die Glocken des Fingerhut beginnen von unten her abzufallen. Die Blütenhäupter schwanken kaum spürbar im Abendhauch. Ich harre aus bis zum Sonnen-Untergang. Die Esche ist voll beleuchtet, während der Garten ringsum schon im Schatten liegt. Siegmunds Schwertlied on my mind: ›Nächtiges Dunkel deckt mir das Auge‹ – aber dann steigt, als der Himmel noch blau ist, blaßrot der volle Mond im Gedünst überm Kyffhäuser auf. Wir gehen erst, als die Vogelrufe verstummen und Luna dasteht in goldener Pracht.«

Die ebenso lapidare wie poetische Beschreibung des stillen Lebens in der Natur wird durch zwei Zäsuren unterbrochen – durch den Entschluß des Dichters, bis zum Sonnenuntergang im Garten zu verweilen, und durch die Erinnerung an Siegmunds Schwertlied aus Wagners *Walküre*, die durch die von der Sonne angestrahlte Esche geweckt wird. Beide Zäsuren wirken retardierend und tragen zum Rhythmus des kurzen Prosatextes bei, der in die »goldene Pracht« des aufgegangenen Mondes mündet. Wir werden Zeugen eines lautlosen Naturschauspiels zwischen dem Untergang der Sonne und

dem Aufgang des Mondes, das in seiner Stille etwas von der Erhabenheit des Universums erahnen läßt. Die Erscheinungen der Natur – seien es die Blütenhäupter, die Vogelrufe oder der Mond – werden von Schilling lediglich benannt, was ihnen ein vom menschlichen Willen unbeflecktes Eigenleben schenkt, dessen paradiesische Unschuld den Leser berührt und in ihm eine Sehnsucht weckt, die der Sehnsucht nach der letzten Heimat aller Seelen verwandt sein mag:

Folgst du dem dunklen Piloten
Weit, bis die Traumschwinge ruht,
Hebt sich das Eiland der Toten
Aus der marmornen Flut,
Kein Begehren, kein Wille
Hat hier die Säulen versehrt,
In die Verliese der Stille
Bist du eingekehrt.

In Schillings Essay *Pilz-Paradiese* erscheint die Natur nun nicht mehr in ihrer paradiesischen Unschuld, sondern gewinnt magischen Glanz. Der Gang über die Pilzwiese gleicht einer Initiation, einem Mysterium, denn »mit jedem Schritt entrücken wir uns der Welt um ein Stück, bis wir erstaunt gewahren, daß wir allein sind, daß wir

mitten auf der grünen Weide, wo jeder uns von weitem beobachten kann, ein Maß des Eins-Seins mit uns selbst und mit der Welt gewonnen haben, das nur mit dem Eintritt in ein dichterisches Werk, das wir beginnen, zu vergleichen ist.« Obwohl Schilling von der Entdeckung des Natur-Schönen spricht, weiß er doch, daß sich die Pilz-Paradiese der magischen Phantasie des Dichters verdanken, und es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, daß seine Streifzüge durch die Pilzwälder einer von »unbekannter Hand« verfaßten Partitur gleichen, denn für die magische Welterfahrung verschmelzen Subjekt und Objekt. Bis zur letzten Konsequenz, bis zur Sehnsucht nach dem eigenen Tod, die den Dichter nicht etwa in »Augenblicken der Verzweiflung«, sondern »in Stunden des trunkenen Überschwangs« überkommt. So beendet Schilling seinen Essay über den »Streifzug im Unteren Reich«, dessen Fülle an Naturbeobachtungen und Assoziationen den Leser schwindeln macht, mit der Schilderung eines Rauschzustandes an der Grenze zwischen Leben und Tod, denn aus »reinem Übermut« verspeist er auf dem Heimweg einen giftigen Schnee-Cardinal: »Am 27. Oktober wanderte ich noch einmal hinaus zur Kalkhütte, folgte der Spur der Maronen über spärlich besonnte Hänge, sah auch wieder den

weißen Baumpilz und eine tellergroße Nebelkappe, von Madenfraß durchsiebt. Da endlich, ich war auf dem Heimwege, sah ich am Saum einer Fichtenschonung die wahrhaft ritterliche Schar versammelt: Dreizehn Schnee-Cardinäle reckten ihre Mitren, blendend rot, in jeglicher Größe und Gestalt. Um die heilige Zwölfzahl wieder herzustellen, brach ich den schönsten und aß ihn auf. Drei andere löste ich mit dem Messer vom Schaft, um sie zuhaus zu verzehren. Mein Schritt wurde leicht und beschwingt, ich schweifte noch einmal zum Eichenhag, um die letzten Hexen-Ringe zu sicheln, mattviolett, kaum sichtbar im Dämmer, der schon das Feld überzog. Eine gute Stunde Wegs lag noch vor mir, ich beschloß mein Werk und wandte mich heimwärts im Nebel. Große Stille kam auf. Noch einmal breitete die Landschaft ihren Bann: Dicht vor mir, mitten im wallenden Dunst, glommen zwei blutrote Streifen, waagrecht, durch ein dunkles Band voneinander getrennt. Dies ist das Zeichen, dachte ich, dies ist der Gral, der mich ruft. Es ward immer dunkler. Ich ging quer über den Acker, immer auf das leuchtende Mal zu, dessen Herkunft ich nicht zu deuten wußte. Dann schloß sich der Himmel gänzlich, wie eine Wunde, die zu bluten aufhört, und erst jetzt ward ich inne, daß es die Sonne gewesen war,

die nun, von schwarzen Schleiern verhangen, zur Rüste ging. Aber oben, über dem wogenden Saum, öffnete sich das graue Gespinst noch einmal, ein rosiger Schein, ein überweltliches Leuchten ergoß sich über den Abendhimmel, und ich erreichte noch im Hellen meine Heimstatt. «

Die herbstliche Wanderung zur Kalkhütte gilt weder den Maronen noch dem Baumpilz, sie gilt auch nicht der imposanten Nebelkappe, sondern allein dem giftigen Schnee-Cardinal. Das Abenteuer auf Leben und Tod ist das unausgesprochene Motiv der Wanderung, das sich dem Leser unterschwellig mitteilt. Unverhofft am Ziel des Ganges angelangt, betreten wir mit dem Dichter eine märchenhafte Szenerie, in der eine »ritterliche Schar« von Schnee-Cardinälen ihre »Mitre« rekt und der Dichter der »heiligen Zwölfzahl« ein Opfer bringt, indem er den überzähligen dreizehnten Pilz verspeist. Unter dem Einfluß des Giftes gewinnt die Landschaft mythische Züge. »Große Stille kam auf.« Auch das ein Satz, den nur der Rausch einzugeben vermag. Die sich nun anschließende Vision vom Gral und der sich schließenden Amfortas-Wunde, die Schilling am abendlichen Himmel zu erblicken glaubt, ist der vom Dichter ersehnte Große Übergang, die mystische Vereinigung mit dem

Quell allen Lebens im Tod. Aber trotz des »überweltlichen Leuchtens«, das sich über den Abendhimmel ergießt, verliert die Landschaft allmählich ihre magisch-märchenhaften Züge, und der Dichter kehrt – reich beschenkt – nach Hause zurück.

Vergleichen wir Schillings Tagebucheintrag vom 20. Juni 1997 mit der angeführten Passage aus den *Pilz-Paradiesen*, so zeigt sich, daß in beiden Texten die Natur beim Untergehen der Sonne beschrieben wird und Assoziationen zu Wagnerschen Musikdramen (*Walküre*, *Parsifal*) einfließen. Wird die Natur im Tagebuch aber in ihrem Eigenleben geschildert und Siegmunds Schwertlied lediglich zitiert, so wird die abendliche Landschaft in den *Pilz-Paradiesen* märchenhaft-magisch überhöht, und der Gedanke an den *Parsifal* weitet sich zur Vision über die »letzten Dinge«.

Meine persönlichen Begegnungen mit Rolf Schilling sind stets von großer Heiterkeit geprägt. Nach der herzlichen Begrüßung trinken wir eine Tasse Kaffee und ich überbringe Grüße von Freunden. Dann entspinnt sich ein lebhaftes Gespräch, in dessen Verlauf Schilling hin und wieder aus seinen Tagebüchern vorliest oder neue Gedichte vorträgt. Zum »Programm« gehört auch der Briefwechsel zwischen Gerhart

Hauptmann und Arno Breker, dessen unfreiwillige Komik uns immer wieder zum Lachen reizt. Schilling ist in Dingen des Alltags anspruchslos, umgänglich, und er besitzt Humor. Nach dem Kaffee gehen wir in den Garten, wo mich der Dichter auf Blumen aufmerksam macht, denen er Gedichte gewidmet hat; anschließend unternehmen wir einen Spaziergang. Zuweilen hält Schilling im Gespräch inne und weist mich auf einen Vogel hin, der meinem Blick entgangen war. Bei einer Flasche Wein setzen wir nach dem Abendbrot das Gespräch fort, an dem sich oft auch Sylvia, Schillings Lebensgefährtin, beteiligt. Beim Abschied, spät am Abend, fehlt nie ein Blick zum Himmel und zur Konstellation der Gestirne.

Zweimal nahm ich an der Questenwanderung teil, die Mitte Oktober stattfindet. Vor dem Bahnhof in Roßla stellen sich Freunde und Leser Schillings ein, um an der Seite des Dichters durch den herbstlichen Wald zu wandern. Unterwegs kann man sich an der Natur erfreuen oder mit einem der Wanderer ins Gespräch kommen. Es sind interessante und eigenwillige Menschen, die man hier trifft. Questenberg, ein verschlafenes Dorf unweit von Nordhausen, liegt in einem engen bewaldeten Tal. Auf dem Berg über dem Dorf ragt die Queste empor, das erste

Ziel der Wanderung, bei dem wir einige Augenblicke verweilen. Mir kommen Verse aus Schillings *Questengesang* in den Sinn:

Weih dich, doldenumwogt,
Toden, die du erträumst,
Pan, der Hirtinnen Vogt,
Hat schon das Feld geräumt.

Die Wanderer verlassen die Queste und folgen Schilling zur Burgruine auf der anderen Seite des Tals, wo der Dichter neue Gedichte vorträgt. Die Wanderung klingt aus im rustikalen Gasthof *Zur Queste*.

Auf heitere, unverbindliche Weise spiegelt sich in der Questenwanderung eines der großen Themen des Dichters wider: die Initiation und der Große Übergang in Reiche des Traums. In allen Schaffensphasen hat Schilling diesem Thema Gedichte gewidmet. Ein eindrucksvolles Beispiel sei am Schluß dieser einleitenden Worte zu meinen Notizen angeführt. Es handelt sich um das Gedicht *Waldgänger*. Die Wanderung durch den sommerlichen Wald gleicht einem Gang durch das Reich eines Traums. Schon zu Beginn ist das lyrische Du der Welt entrückt, fallen Traum und Wirklichkeit zusammen: »Tritt ein und nimm die Binde von den Augen/ Dies ist

der grüne Tempel deines Traums«. Die Fülle an Beobachtungen, an Düften und Geräuschen, den Reichtum der Natur, der sich in dem langen Gedicht vor den Augen des Lesers ausbreitet, vermag nur wahrzunehmen, wer nicht von dieser Welt ist. Auch die Abenteuer des Waldgängers – sei es die Rast im Schatten einer Eiche, »wo Falter dir die Wange sacht betasten«, sei es die erotische Begegnung mit der Huldin, die es zu bestehen gilt – lassen keinen Zweifel daran, daß wir uns in einem märchenhaften Zauberwald befinden, in dem auch das Wunderbarste, der Traum im Traum, Wirklichkeit zu werden verspricht:

Der Gott der Wälder noch, der uralt-junge,
Vom Busch, der brennt, einsog er das Arom,
Mit Mohn im Haar und Purpur auf der Zunge,
Hinflutend auf des Mondlichts kühlem Strom,
er läßt sich nieder, löst im Adlerschwunge
Den Runen-Reif, und vor des Holders Dom
Im Asche-Flaum, im Adler-Flaum, im grauen,
Nimmst du das Gold des Traums aus seinen
Klauen.

*

Nach dem Tode Marcel Reich-Ranickis veröffentlichte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* einige seiner Gedichtinterpretationen. So deutete er auch ein Gedicht von Sarah Kirsch, die ebenfalls kürzlich verstarb:

Schwarze Bohnen

Nachmittags nehme ich ein Buch in die Hand
Nachmittags lege ich ein Buch aus der Hand
Nachmittags fällt mir ein es gibt Krieg
Nachmittags vergesse ich jedweden Krieg
Nachmittags mahle ich Kaffee
Nachmittags setze ich den zermahlenden Kaffee
Rückwärts zusammen schöne
Schwarze Bohnen
Nachmittags ziehe ich mich aus mich an
Erst schminke dann wasche ich mich
Singe bin stumm

Mit Sarah Kirsch verbindet mich eine Kindheits-erinnerung. Wie meine Mutter wuchs sie in Halberstadt auf und erlitt die Bombardierung der Stadt durch Engländer und Amerikaner am Ende des Zweiten Weltkriegs. Meine Großmutter wohnte in Halberstadt im selben Haus und auf derselben Etage wie Sarah Kirschs Mutter, die

Bernstein hieß. Der Antisemitismus ihrer Eltern hatte die Tochter bewogen, den jüdischen Vornamen Sarah anzunehmen – eine Entscheidung, die ich nachvollziehen kann.

Reich-Ranicki lobt das Gedicht, das 1968 in der DDR gedruckt und im folgenden Jahr auf dem Schriftstellerkongreß scharf kritisiert wurde, als überragendes Liebesgedicht, »voll Trübsinn und Melancholie, voll Pathos« (...) »Diese schwermütige Hymne gehört zu den Höhepunkten der deutschen Poesie nach 1945. Ich verneige mich vor Sarah Kirsch respektvoll und dankbar.«

Eine ganz andere Melancholie spricht aus Schillings Gedichtzyklus *Im sinkenden Licht*, vor allem aus dem letzten der sechs Gedichte, mit dem der Dichter zwar an die Romantik – Eichendorff – anknüpft, dann aber doch – in den traumhaft-magischen Momenten – eigene Wege geht:

Senkt der Abend seine Flügel
Auf die Wälder, auf den Hain,
Hält der Hüter sich vom Hügel
Fern und läßt die Schatten ein.

Kelche Mohns, vom Wind entführte,
Treiben fort im Lethestrom,

Doch die Hand, die sie berührte,
Trägt noch lange das Arom.

Blanke Fäden, zart gesponnen,
Schneidet eine Sichel scharf,
Mund, der kaum zu blühen begonnen,
Weiß nur, daß er schlafen darf.

Nachtwind weht, und wir vergehen,
Eh das Licht die Schläfer weckt,
Doch die Spanne, drin wir stehen,
Hat ein Gott sehr weit gesteckt.

Es scheint gewagt, beide Gedichte zu vergleichen, handelt es sich doch bei Sarah Kirschs Gedicht um ein Liebesgedicht, Schillings Gedicht dagegen ist der Natur gewidmet. *Schwarze Bohnen* will dem Leser eine innere Unruhe vermitteln, die nicht ein noch aus weiß und die jeden Augenblick in Verzweiflung umzuschlagen droht – aber ist das Gedicht formal gelungen? Verfehlen nicht die endlos aneinandergereihten Anaphern die beabsichtigte Wirkung? Schlägt die Ruhelosigkeit nicht allzu schnell in Monotonie und Langeweile um? In Schillings Gedicht dagegen beschreibt das lyrische Ich aus großer Distanz den Einbruch der Abenddämmerung, ohne selbst davon berührt zu sein: Es ist kontemplati-

ver Beobachter des Naturgeschehens, in das es sich lediglich in der letzten Strophe miteinbezieht. Durch diese Distanz zum beschriebenen Naturvorgang stellt sich der für viele von Schillings Gedichten so bezeichnende Eindruck traumhaft-magischer Entrückung ein. Dazu tragen auch die mythischen Vorstellungen bei, welche die Phantasie des Lesers herausfordern, denn man fragt sich, wie man sich den Lethestrom in einer Natur vorzustellen hat, die uns aus romantischen Gedichten so vertraut ist? Vielleicht ist ja das Austarieren zwischen Anschaulichkeit und Entrücktheit ein zentrales Problem von Schillings dichterischem Werk.

*

Liest man in Schillings Gedichtbuch *Scharlach und Schwan*, einer Auswahl früher Gedichte, die er im Alter von 18 bis 27 Jahren schrieb, dann begegnet uns ein überaus labiles, gefährdetes lyrisches Ich, das in dunklen, an Trakl und Benn erinnernden Bildern seiner Einsamkeit und Resignation, seiner Schwermut und seinem Scheitern Ausdruck verleiht und sich zuweilen in einer morbiden Wollust des Schmerzes gefällt. Rätselhaft mutet das Sonett *Abschied* an, in dem das lyrische Ich mit einer befremdlichen zyni-

schen Kälte die Trennung von der Geliebten beschreibt, ohne die Motive zu nennen, die es zu diesem Schritt bewog. War es ein plötzliches Erlöschen der Liebe?

Abschied

Du sahst mich an. Dein vorwurfsvoller Blick
Verflog sich in der allgemeinen Leere.
Und meine Hand, mit ungekannter Schwere,
Fand nicht den Weg zu deiner Hand zurück.

Aus deinen Augen sprachen Wünsche und
zerbrachen

An meiner kalten Stirn. Ich weiß nicht mehr
Das letzte Wort, so inhaltsreich und leer...
Du aber zwangst dich, einmal noch zu lachen,

Und deine Grüße warfst du in den Wind,
Verspielt und töricht, beinah noch ein Kind,
Doch deine Augen trübte erstes Leid.

Und plötzlich floh aus unsrer Welt die Wärme,
Und Ängste stiegen auf wie Vogelschwärme
Und zogen Kreise in der Einsamkeit...

Ich habe das Sonett zitiert, weil sich nur in Schillings frühen Gedichten realistisch beschriebene

Alltagssituationen finden, wohingegen diese vom Dichter später ins Märchenhafte oder Mythische überhöht werden. Doch spielt die realistische Beschreibung auch in Schillings Frühwerk eher eine untergeordnete Rolle, vorherrschend ist vielmehr das Dekadente und Perverse, das er als 20jähriger für sich entdeckt hat. Schilling las damals Platen, Swinburne, Freud, Wilde, Proust und Genet und fühlte sich von Themen wie homoerotische Liebe, Krankheit, Verfall und Tod angezogen, die er »bald zum Exzeß« trieb. Der »Lust am Verfall«, die Schilling an Swinburnes Gedicht *Ilicet* bewundert, wird man auch noch in seinen späteren Gedichten wie etwa in *Die Messingstadt* begegnen.

In dem frühen Gedicht *Jesus am Kreuz* schildert Schilling die Kreuzigung des Gottessohnes erbarmungslos und ohne jede Verklärung. Die Soldaten, von denen Jesus gekreuzigt wurde, »trieben die Nägel tief in seine heißen Hände«. »Die Vögel, die kein Waffenklirren scheuchte/ Sie hackten seinen harten Schädel blank/ Und sein am Holz verfaulten Leib verseuchte/Die blaue Luft mit schwärzlichem Gestank.« Auch in dem Sonett *Der Tote* frönt Schilling der Wollust der Verwesung und des Ekels, spricht doch aus dem Gedicht eine geradezu perverse Lust des lyrischen Ichs an den Verwesungsvorgängen